

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 24 (1968)
Heft: 2

Artikel: Heilung und Glaube
Autor: Stoebe, Hans-Joachim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-878602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heilung und Glaube

Referat anlässlich einer Tagung der Medizinisch-Theologischen
Arbeitsgemeinschaft an der Universität Basel

1. Auch wenn es in der Formulierung unseres Themas «Heilung und Glaube» nicht ausdrücklich gesagt ist, steht für den Theologen im Hintergrund doch die Frage nach dem *Wunder*. Sie bewahrt ihn davor, von Glauben zu schnell, zu allgemein, und das heißt schließlich, zu unverbindlich zu reden. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, läßt Goethe den Faust in der Osternacht im Studierzimmer sagen. Wenn es sich um das Wunder einer Heilung handelt, meine ich freilich, daß der berühmte Kollege hier irrte, und daß das Wunder höchstens ein Stiefkind ist. Denn wo man anfängt, mit einem Wunder zu rechnen, also mit dem, was man biblisch ein Wunder nennt, so erwartet man eben mehr als nur eine Befreiung aus einer Verlegenheit, aus der man sonst nicht herauskommen könnte, eine Befreiung, die zudem unerwartet ist, und die billig wird, so daß man sie erfreut mitnimmt, ohne viel darüber nachzudenken. Im Gegenteil, Wunder werden teuer. Denn wo ein Wunder im biblischen Sinne geschieht, da erhebt es einen Anspruch an den, der es erfährt.

Es ist natürlich notwendig – und diese Notwendigkeit tritt keineswegs erst im Gespräch zwischen Medizinern und Theologen auf –, darüber Auskunft zu geben, wie man die Begriffe versteht, mit denen man umgeht. In meinem Fall heißt das, daß ich versuchen muß, kurz zu skizzieren, was die Bibel meint, wenn sie von Krankheit, Glaube und Heilung redet; und das schließt nun wieder das Wunder mit ein. Ich tue das um so zuversichtlicher, als ich der Überzeugung bin, daß diese Botschaft gerade da, wo sie dem menschlichen Verstehen Anstoß bietet und dem Denken des modernen Menschen entgegensteht, sehr nüchtern ist und lebensnah die Wirklichkeit der menschlichen Existenz umfaßt.

Zunächst die Krankheit. Die biblischen Aussagen hierüber sind sehr spannungsreich, fast widersprüchlich. Aber in dieser Spannung zeichnet sich die Spannung ab, unter der jedes menschliche Leben steht. Der Tod ist der Sünde Sold, sagt Paulus (Röm. 6, 23). Wohlgermerkt, nicht Strafe, sondern Sold; also ein zustehender Lohn, den der Arbeitgeber zu zahlen verpflichtet ist; dabei kann er

nicht mehr auszahlen, als er hat, auch nicht in anderer Währung als in seiner eigenen. Auf der anderen Seite ist er aber auch ein Lohn, auf den der Arbeitnehmer Anspruch hat, mit dem er rechnen kann. Sünde wiederum ist die Welt, in die wir schicksalhaft hineingeboren sind und an der wir selber auch schuldhaft Anteil haben. Denn Schicksal und Schuld sind nicht zu trennen; es gibt gewiß keine Schuld ohne Schicksal; aber auch kein Schicksal, das nicht selber wieder schuldig macht. Dieser Lohn wird nun nicht wie eine Lebensversicherung bei Erreichung des 70. oder des 80. Jahres, oder wie der Vertrag sonst gelaute hat, ausgezahlt. Er wird vielmehr in Raten beglichen, und diese Raten nennt man eben Krankheit. Gewiß gibt es Menschen, die auf solche Lohnraten verzichten und aus eigenem Kapital leben konnten. Das sind dann die, die nie ernstlich krank gewesen sind. Aber an ihrem Leben, an dem Wert ihres Lebens ändert sich damit nichts. Insofern ist Krankheit das Natürliche; das, was dazu gehört und womit man einfach rechnen muß. Zugleich wird aber deutlich, daß diese Krankheit nun eben doch nicht das Gute ist, das Normale, die Schöpfungsabsicht. Das zu deuten ist gerade der entscheidende Inhalt der Sündenfallgeschichte. Die Form, in der diese Wahrheit dargeboten wird, braucht uns im Augenblick nicht zu beschäftigen. Hier wird gezeigt, daß der Tod auf der einen Seite eine Last ist, eine Not, ja ein Gericht. Auf der anderen Seite ist er aber auch eine Gnade, ein Geschenk. Das ist auch die neutestamentliche Verkündigung. Diese Spannung ist oft verkürzt und dann vordergründig aufgelöst worden. Daß so etwas geschieht, ist fast selbstverständlich; es tritt unweigerlich da ein, wo Menschen sich biblischer Wahrheiten zu bemächtigen, sie zu begreifen versuchen. Wir finden etwas davon in der Überzeugung im späteren Judentum, daß zwischen Sünde und Krankheit ein direkter Kausalzusammenhang bestehen müsse. Diese «siehst du wohl, da hast du es»-Haltung ist uns ja auch nicht gänzlich unbekannt. Jesus selbst wendet sich mit Nachdruck gegen solche Anschauungen. Joh. 9, 3: Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern, daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm. Um deswillen kann die Krankheit, das Unnatürliche eine Hilfe dazu werden, zum Natürlichen, zum Eigentlichen zurückzufinden. Darum kann auch mit stellvertretenden Leiden gerechnet werden. Jes. 53: «Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen». Das ist vom Gottesknecht gesagt; wenn

wir es auf den bescheidenen Sektor unseres Lebens anwenden, so bedeutet es, daß auch das Leiden, das völlig sinnlos scheint und unbegreiflich ist, doch nicht willkürlich ist, sondern eine feste Stellung in Gottes Haushalt und in seinem Plane hat. Ich weiß sehr wohl, daß das noch kein Trost sein muß und vielfach kein Trost ist. Dann nämlich nicht, wenn es ein menschlicher Erklärungsversuch bleibt: wer weiß, wozu es gut ist. Aber wenn es zu Trost und Hilfe wird, dann ist schon immer etwas von der Kraft Gottes auch im Leben dieses Kranken mächtig geworden.

Damit hängt es zusammen, daß das Neue Testament an den natürlichen Ursachen der Krankheit uninteressiert ist, mindestens nicht davon redet. Nicht, daß es diese nicht gesehen oder grundsätzlich abgestritten hätte. Wie merkwürdig nüchtern die Aussagen des Neuen Testaments hier sind, zeigt sich schon daran, daß es durchaus damit rechnet, auch andere als Jesus könnten Heilungen vollbringen. Das verwickelte Verhältnis zwischen zünftiger Medizin und Wunderheilungen, wie es nun einmal in der Hellenistischen Welt besteht, kommt hier in den Blick. Oft sind diese Heiligtümer ja zugleich gut eingerichtete Kliniken, Sanatorien, die allen Ansprüchen der damaligen Zeit gerecht werden konnten. Schließlich wird auch im Neuen Testament unbefangen davon geredet, daß die Kranken eines Arztes bedürften (Matth. 9, 12). Worauf aber alles ankommt, ist, daß es bei Heilungen um Krafttaten, ja direkt um Kampf gegen die Krankheit geht, und daß in Jesus Christus die Kraft Gottes für diesen Kampf in besonderer Weise in die Welt eingetreten ist.

Kraft und Kampf. Vielleicht versteht das der Arzt sogar besser als der Theologe. Jedenfalls scheint mir das nach manchen Äußerungen meiner ärztlichen Freunde möglich zu sein. So wenn einer von Nahkampf sprach, da wo es hart auf hart geht und auf Minuten ankommt und der Arzt sich schnell entscheiden muß. Oder auch, wie ich es einmal in Deutschland hörte: eine Universitätsklinik gibt nicht auf. Das heißt doch, sie bleibt am Feind und kämpft weiter bis zu Sieg oder Niederlage, ja sie kämpft noch, wo die Niederlage das Wahrscheinlichste ist. Das vollzieht sich freilich noch zuerst auf einer Ebene innerweltlichen Geschehens, die dem Menschen zugewandt bleibt. Der Kampf kann aber jeden Augenblick über diese Ebene hinausgeführt werden. Dabei meine ich noch gar nicht einmal die psychosomatische Medizin. Ich denke tatsächlich an

die Fälle, bei denen dieser Kampf letzter Ernst wird und auf sein eigentliches Gebiet hinübergreift, wo er nur in der Kraft Gottes geführt werden kann.

Von da aus wird auch das zu verstehen sein, was die Bibel vom Wunder sagt. Unsere Auffassung vom Wunder, auch gerade in kirchlichen Kreisen, entspricht vielfach dem, was man von der Gerechtigkeit und Größe Gottes glaubt. Gott ist gerecht, heilig und gut, wenn er um das Stück größer und besser ist, das mir daran fehlt, so zu sein, wie ich gern sein möchte, und wie ich weiß, daß ich sein sollte. Damit sind wohl beide in Ordnung, Gott, der so ist, und der Mensch, der es für richtig anerkennt, so zu sein. Ebenso ist Wunder dann vielfach nicht mehr als das Stück, das der Mensch selber nicht zustandebringen kann, und das er doch gern für sein Leben hinzuhaben möchte. Das Wort ist ja vielfach zur Metapher geworden für großartig, überragend oder etwas Derartiges. Dann versteht man unter dem Wunder das, was über das Begreifen hinausgeht, das Mirakel, das gleichsam so zustande kommt, daß in der Welt eine Sicherung durchbrennt. Darauf wird es dunkel, die natürlichen Gesetze sind aufgehoben, und im Dunkeln geschieht das, was eigentlich gar nicht geschehen dürfte. Wenn es schließlich wieder hell wird, geht das Leben ordentlich weiter wie bisher. Diese Anschauung hat ihre geistesgeschichtlichen Wurzeln, nach denen wir hier nicht zu fragen haben. Die mittelalterlichen Scholastiker haben das lateinisch viel besser gesagt; aber ich glaube, daß im wesentlichen hier das Richtige getroffen ist. An Spekulationen, auch am Spektakulären der Wunder ist die Bibel erstaunlich wenig interessiert. Wenn das Alte Testament vom Wunder redet, dann spricht es unter sehr verschiedenen Ausdrücken von Machterweisungen Gottes im geschichtlichen Raum, an denen die Zuwendung Gottes ebenso zum Volk wie zum einzelnen Menschen erfahren werden kann. Solche zeichenhaften Taten können dabei durchaus durch menschliches Tun, durch natürliche Abläufe vermittelt werden. Ihr Besonderes ist es eben, daß sie gerade hier und jetzt und für diese Menschen geschehen sind. Im Neuen Testament stehen wir in derselben Linie. Die Worte, die hier für Wunder angewendet werden, sind einmal die Übersetzung eines entsprechenden Ausdruckes im Deuteronomium, der im Zusammenhang mit der Herausführung aus Ägypten steht. Der eigentliche Ausdruck ist *δυνάμεις*, die Machterweisungen. Ganz im Gegensatz zu einer Umwelt, die

sich höchstens gewundert hätte, wenn keine Wunder geschehen wären¹, ist das Neue Testament viel mehr als am Wie des Wunders an Dem interessiert, der es tut, an der Kraft Gottes, die mit ihm hineinragt in die Welt, und die heute eine Anzahlung von dem ist, was einmal vollkommen da sein wird.

2. Dem entspricht nun auch, was die biblische Botschaft unter *Glaube* versteht. Es ist nicht ein Glaube an einzelne Fakten, auch nicht ein Vertrauen auf einzelne hilfreiche Erweise – im Alten Testament kann man ja auch auf die heidnischen Götter vertrauen –, sondern es ist eine Beziehung zu Gott, die das ganze menschliche Leben, nicht nur das Innenleben umfaßt. Wenn Jesaja (7, 9) sagt: «Glaubet ihr nicht, so habt ihr keinen Bestand», so ist dieser Glaube nicht die Voraussetzung des Bestehens, sondern beides ist identisch. Im Glauben selbst ist das Existieren gegeben. Eine Komponente zum Glauben ist dann das Warten, das Hoffen auf Gott, das als ein Offensein für Gott zu verstehen ist, das über sich selbst hinaussieht. Diese Linie setzt sich im Neuen Testament fort. Glaube ist die Annahme der Botschaft von Christus, so daß man von ihr überwunden ist und sich ihm als dem Herrn seines Lebens zuordnet. Dann ist das, was von ihm berichtet wird, nicht mehr eine Anhäufung merkwürdiger, schließlich undiskutierbarer Ereignisse: es kann sein, es kann auch nicht sein, Genaues läßt sich angesichts der schwierigen und kaum zu durchschauenden Überlieferungsverhältnisse nicht sagen; vielmehr ist es die selbst erfahrene Kraft. Der Glaube blickt also über sich selbst hinaus und wartet auf eine Vollendung. Das alles ist sehr summarisch, auch verkürzend gesagt, doch müssen hier die notwendigen Begriffe für unser Thema abgesteckt werden.

Dem Arzt und dem Pfarrer ist die Aufgabe gemeinsam; sie wird ihnen von dem Menschen gestellt, der krank ist, der in seiner Krankheit die Grenzen seiner Kraft, seines Menschseins überhaupt sehr drastisch erfährt, der darum Angst hat und gesund werden will oder wenigstens Hilfe erwartet. Der Pfarrer hat nun zuerst die Aufgabe, den Glauben dieses Kranken zu stärken. Das heißt mehr, als daß wir seinen Glauben an das Leben, an seine Lebenskraft zu unterstützen haben. Ich denke gewiß davon nicht gering und weiß, daß es die Aufgabe auch des Seelsorgers sein kann, um ein Lächeln

¹ H. Baltensweiler, Theol. Zeitschr. 23 (1967), S. 246.

bei einem Kranken zu kämpfen, weil einer, der gelächelt hat, schon wieder etwas mehr Beziehung zum Leben hat. So etwas ist sehr extrem und wird auch selten vorkommen, aber dann ist die Entscheidung auch für den Pfarrer schwer, genau so schwer wie es die Entscheidung des Arztes oft ist. Aber dennoch ist dieser Glaube an das Leben für uns noch nicht das Letzte und das Entscheidende. Dieser Glaube ist noch ein Mittel, das ich zwar nicht mehr voll in der Hand habe, aber das doch noch auf der Seite des Lebens liegt, die ich überblicken kann. Freilich ob dieser Glaube an das Leben die Hilfe leistete, die ich von ihm erwartet habe, kann ich, wie es bei medizinischen Behandlungen auch sonst vielfach ist, erst hinterher beurteilen. Und ich habe Menschen mit einem ganz starken Glauben an das Leben doch wegsterben sehen, und andere mit einer fast ärgerlichen Gleichgültigkeit wurden gesund.

Glauben muß hier im biblischen Sinne verstanden werden, nämlich als ein Warten auf Gott, das über sich selbst und die eigenen Möglichkeiten hinaussieht. Um deswillen ist die erste Aufgabe des Seelsorgers, dem Kranken dazu zu helfen, seine Krankheit zu bejahen und sie als etwas ernst zu nehmen, mit dem Gott etwas von ihm, aber auch für ihn will. Man nennt das Buße, wenn einer sein Leben, und nun auch dieses Stück Leben, das Krankheit heißt, vor Gott bedenkt. Man soll freilich nicht um jeden Preis von Buße reden. Wieweit das möglich ist, hängt von der kirchlichen Erziehung des Kranken, auch von der Zeit ab, die zur Verfügung steht, und schließlich auch von der Schwere der Erkrankung. Aber, auch wenn der Ausdruck aus pädagogischen Gründen vielleicht fehlen muß, weil es lieblos ist – und Lieblosigkeit ist Sünde – einem Mann ein Wort an den Kopf zu werfen, das er nicht begreifen kann, an der Sache selber kommen wir nicht vorbei, und sie haben wir zu bezeugen. Natürlich sind die Krankheiten sehr verschieden, und Seelsorge ist keineswegs immer letzte Entscheidung. Es gibt Krankheiten, wo der Besuch des Pfarrers in erster Linie der freundschaftliche Nächstenbesuch ist, der den Boden für spätere Gespräche vorbereiten kann. Unverbindlich darf aber auch er nicht sein. Und es sind Kranke, die nach einem langen, erfüllten Leben sich dem Ende zuneigen, bei denen nun die letzte Krankheit und Schwäche das Natürliche und die Gnade ist. Ihm kann der Seelsorger dazu helfen, die letzten Ordnungen seines Lebens durchzuführen und sein Leben noch einmal im Lichte der Ewigkeit zu

überblicken; hier wird es am ehesten am Platze sein, von der Buße zu reden. Und es gibt schließlich chronische Krankheiten, bei denen die ärztliche Hilfe mildern kann, bei denen die Gefahr eines tödlichen Ausganges nicht besteht, die aber doch chronisch bleiben. Hier wäre dem Kranken dazu zu helfen, sich in diese besondere Last seines Lebens zu schicken und sie zu tragen. Aber wir dürfen uns durch die äußeren Einteilungen, die wir hier vielleicht treffen müssen, nicht täuschen lassen. Auch das ist nicht etwa leichte Arbeit, die im Vorfeld geschieht, und die der Pastor schließlich von allein leisten kann. Es gibt ja Krankheiten, die chronisch sind und nicht zum Tode führen, und die doch den Menschen in seiner Existenz bis an den Rand der Verzweiflung in Frage stellen. Und auch einer, der nun alt ist, kann noch durch große Aufgaben mit dem Leben verbunden sein, mehr als einer in der Mitte des Lebens, so daß es ihm schwer wird, sie aus der Hand zu legen. Wenn es wirklich zur Geduld, zum geduldigen Jasagen kommt, dann muß Gott selbst schon immer sein Werk am Menschen getan haben durch sein Wort. Unsere Sinndeutungen und unsere Sprüche nützen gar nichts. Mit ihnen können wir einem Kranken höchstens für kurze Zeit dadurch helfen, daß wir ihn damit von seiner Krankheit ablenken, daß er denkt, wann geht denn dieser Mensch endlich.

Seien wir überhaupt sehr vorsichtig mit der Geduld. Geduld ist ja das, was für den Menschen am schwersten zu erreichen ist. Wenn der Seelsorger dazu helfen will, die Krankheit recht zu begreifen und sie als einen Teil des eigenen Lebens zu bejahen, dann erschöpft sich das keineswegs in der Geduld. Geduld, oder was man so nennt, kann eine Haltung der Resignation sein, zuletzt also doch etwas Unehrlisches, bei dem man an das Wort von Busch denken könnte von der Genügsamkeit als dem Vergnügen an Dingen, welche wir nun einmal nicht kriegen. Ich weiß nicht, ob ich mit Beschämung oder mit Lächeln an meine Zeit als junger Pastor zurückdenken soll, wo wir manchmal darüber mit Worten Domino spielten: Ich bin ja so sehr geduldig Herr Pastor; Antwort: Nein, nicht geduldig, sondern dankbar sollst du sein. Beiden ging es da schließlich nur um Worte. Soll das Reden von der Geduld nicht nur ein leeres Wort bleiben, sondern soll es ernsthaft werden, dann muß man dem Kranken dazu helfen, gegen seine Krankheit zu protestieren. Protestieren aber kann man nur im Namen eines Mächtigeren, sonst bleibt das Ganze ein papierener Protest und ist

zu nichts nütze. So muß die Seelsorge auch diesem Menschen seine Krankheit als den Ort aufzeigen, an dem nun die Werke Gottes offenbar werden sollen und können. Das heißt, es muß dem Kranken ebenso die Macht Gottes bezeugt werden wie auch die Liebe, die Gott gerade zu ihm hat. Wir sollen also dem Kranken Mut dazu machen, etwas von Gott zu erhoffen, Gott bei seiner Verheißung zu packen und schließlich sogar auf das Wunder zu warten; freilich werden wir natürlich nicht dem Kranken gegenüber vom Wunder reden dürfen.

Sollen wir auch von Sünde reden? Wir haben in unserer Arbeitsgemeinschaft schon oft und sicher mit Recht festgestellt, daß die Krankheit nicht dazu ausgenützt werden darf, jetzt alles das zu sagen, wozu man vorher entweder nicht den rechten Schneid hatte oder nicht die rechte Anknüpfung fand. Jesus hat ja bei seinen Krankenheilungen sehr wenig von Sünde geredet. Und sicher nicht deswegen, weil er die Sünde nicht ernstgenommen, alles für in Ordnung gehalten hätte, sondern deswegen, weil die Begegnung mit ihm am stärksten sowohl zur Erkenntnis der Sünde, des sündigen Mensch-Seins vor Gott, als auch zu erbittertem Widerspruch führte. Wenn also ein Mensch sich dazu anschickt, in seinem Hoffen Gott zu begegnen und etwas von ihm zu erwarten, dann erfährt er selber am besten, wer er ist und was er ist. Denn für fabelhaft in Ordnung können wir uns alle ja immer nur auf der Treppe oder im Vorzimmer halten. Aber dem, für den nun alles darauf ankommt, daß er mit seinem Hoffen und Bitten nicht bei sich selber bleibt, sondern wirklich bis zu Gott durchdringt, dem kann und darf bezeugt werden, daß auch ihm erlaubt ist, zu Gott zu rufen und zu hoffen, weil auch ihm seine Sünden durch Jesus Christus vergeben sind. Die Hilfe, die der Mensch hier sonst noch leisten kann, wird sehr verschieden aussehen. Man kann mit dem Kranken beten, wenn er es verlangt, oder für ihn beten, ob er es will oder nicht. Aber das Entscheidende geschieht immer zwischen Gott und diesem Menschen allein, oder es geschieht gar nicht. Wenn wir also so den Mut dazu machen, auf Gott und seine Hilfe zu hoffen, dann schließt das auch ein, daß auf das Wunder gehofft wird.

3. Wenn ich hier vom Wunder spreche, dann muß ich auf das zurückgreifen, was ich am Anfang gesagt habe. Ich bin dessen gewiß, hier gar nicht schwärmerisch zu sein, sondern von sehr

nüchternen Tatsachen zu reden. Es gibt ja bisweilen *Heilungen*, von denen auch der Arzt wohl sagt, sie erschienen ihm wie ein Wunder. Aber wie er bin ich der Überzeugung, daß jede dieser Heilungen schließlich auch von medizinischen Erkenntnissen her natürlich erklärt werden könnte, oder daß sie einmal so wird erklärt werden können. Man darf es wohl auch so ausdrücken, daß sie ebensowenig zu erklären ist wie häufig die Wirkung einer Medizin zu erklären ist. Man kann den Erfolg, daß sie geholfen hat, nur hinterher feststellen. Entscheidend ist dabei, daß hier und jetzt und gerade für diesen Menschen so etwas geschah. Zu diesem Hier und Jetzt und So wird meist auch die Kunst des Arztes gehören, der da war, der auf den Gedanken kam, so zu behandeln, und der sich so eingesetzt hat. Aber mit allem, das zur Heilung führte, hat Gott etwas für diesen Menschen getan. Es war einmal in einer unserer Tagungen die Rede von der Frau mit einem Carcinom. Schon als ich das das erste Mal hörte, habe ich nicht an die Krankheit, sondern an den Menschen denken müssen. Das ist die Pflicht und auch ein Vorrecht des Theologen. Machen wir uns keine Illusionen; der Arzt sieht den Menschen genauso und sieht ihn oft besser als wir, aber er darf es vielfach nicht zeigen, weil er an einer anderen Stelle dieser Front kämpft und damit eine andere Aufgabe hat. Ich habe daran gedacht, daß diese Frau vielleicht zwei kleine Kinder und eine siebzehnjährige Tochter hat, die mit einem nicht ganz erfreulichen jungen Mann befreundet ist. Wenn diese Frau nun noch trotz ihrer Krebserkrankung drei oder vier Jahre leben kann, bis ihre Tochter aus dem schwierigen Alter und aus der gefährlichen Liaison heraus ist, dann ist das bereits eine Gnade und eine Erklärung Gottes für diesen Menschen, und auf diese Gnade will ich mit ihm hoffen. Der Verlauf der Krankheit ist ja völlig offen, und man kann jeweils nur rückschauend sagen, ob die Krankheit schnell fortgeschritten ist, oder einen längeren Stillstand gehabt hat und langsam weiterging.

Ich denke, daß hierin ein wichtiges Moment der Zusammenarbeit zwischen Arzt und Seelsorger liegen könnte. Es ist ein bekanntes Wort, daß die Doktoren es schwer haben; wenn der Kranke gesund wird, hat es Gott getan, wenn er nicht gesund wird, dann hat es der Doktor verpatzt. Mögen auch bittere Erfahrungen mitklingen, ist das doch im Scherze gesagt. Denn in Wirklichkeit besteht hier keine Konkurrenz. Deswegen nicht, weil wir demselben Menschen

helfen und ihm dienen wollen. Wir haben hier manches Mal von den möglichen Formen einer Zusammenarbeit von Arzt und Seelsorger gesprochen. Ich habe mich oft gefragt, ob wir nicht alle mehr oder weniger davon überzeugt waren, daß damit nur schöne Ziele aufgestellt wurden, die zu verwirklichen einfach die Arbeitsüberlastung verbot.

Und sonst; es gibt eine Schweigepflicht für den Arzt wie für uns. Sie gilt freilich dann nicht, wenn der Kranke im seelsorgerlichen Gespräch Dinge sagt, die er dem Arzt nicht gesagt hat, vielleicht weil er sie für unwichtig hielt, die indes doch für das Verständnis der Krankheit von Bedeutung sein können. So etwas ist selten, aber es kann wohl vorkommen – mir ist es nur einmal begegnet. Ich sage es eigentlich nur dazu, daß deutlich wird, wie auch für das seelsorgerliche Gespräch der ganze Mensch im Blickpunkt steht. Aber sonst ist es ja gerade unsere Aufgabe, daran zu halten, daß bei Gott eine Sache noch nicht entschieden ist, selbst dann, wenn die menschliche, auch unsere Prognose schlecht ist. Das heißt auf der andern Seite für den Seelsorger, daß er immer und ganz bereit sein muß, und daß für ihn stets der Ernstfall der Entscheidung uneingeschränkt gilt. Es ist eine gefährliche, oft peinliche Sache, wenn er sich durch eine günstige, zumeist von ihm selber gestellte, Prognose in eine zu frühe Siegesstimmung abdrängen läßt und erbaulich zum Dank für die Genesung mahnt, wo diese Genesung weiter als je entfernt ist.

Das, was wir für einander und was der Seelsorger für den Arzt tun kann, liegt wohl auf einem ganz anderen Gebiet. Der moderne Mensch ist vielleicht in besonderer Weise dazu bereit, in seinem Arzt den Übermenschen zu sehen und, darin heute nicht weniger wundergläubig als die Menschen früherer Zeiten, von der Medizin und der Apparatur alles zu erwarten. Auch die oft beredete Ehenot unserer Zeit wird nicht zuletzt daran hängen, daß so viele meinen, einen perfekten Engel in Geschenkpackung frei Haus zu bekommen und dann erschrecken, wenn sie sehen, daß er ein Mensch ist. Man nimmt aber einem Menschen seine Würde, wenn man von ihm mehr erwartet als er sein kann, und das bei ihm sucht, was zuletzt nur Gott zu geben vermag. Andersherum verliert der Mensch, der das tut, seinerseits zuletzt die Fähigkeit, wirklich zu vertrauen und bleibt in steter Unsicherheit. Um deswillen sollen wir uns ehrlich darum bemühen, dem Kranken dazu zu verhelfen,

daß er den Fleiß, das Können, den Einsatz und die Mühe seines Arztes als Gottes Werk an ihm und seinem Leben erkennt. Das bedeutet zuletzt, daß er in der Lage ist, auch seinen Arzt in der Not seiner Verantwortung als den Menschen zu lieben, an den er gewiesen ist. So etwas wird selten ausgesprochen werden können. Es kommt hierbei vielmehr auf unsere eigene Haltung an. Wir dürfen als Theologen nicht immer den Fehler machen, daß wir die Äußerungen der Ärzte maßstabgerecht nach unserer theologischen Sprache beurteilen. Ich war einmal als Pfarrer zu einem Feldlazarett kommandiert, und am ersten Tage fragte mich ein junger Arzt: «Herr Pfarrer, hatten Sie etwas zu bestellen, ich habe heute morgen einen zu Ihrem Chef geschickt.» Ich war sehr empört darüber, natürlich, und gab dem auch beredt Ausdruck. Freilich habe ich sehr schnell erkannt, daß ich da versagt hatte und daß dieser Arzt wirklich darunter litt, daß er einem Verwundeten doch nicht hatte helfen können; der Gedanke an den «Chef», so schnoddrig die Redensart war, war ihm doch ein Trost, in dem er hätte gestärkt werden sollen.

Viel schwerer wiegt aber jetzt die Frage: wer kann es denn wagen, so mit Gottes Eingreifen und Tun zu rechnen und so davon zu reden? So weit reicht ja unser eigener Glaube gar nicht. Es geht aber in der Seelsorge nicht um eigene Überzeugungskraft, auch nicht darum, daß man wohldosierte Teile eines eigenen überlegenen Besitzes austeilt. Wenn Seelsorge schon ganz allgemein heißt, daß einer die Not des andern so zu der eigenen macht, daß er mit dieser Not und mit diesem andern zugleich den Weg dahin sucht, wo Hilfe ist, nun so gilt das in vermehrtem Maße von jeder Seelsorge am Kranken. Von Gott kann man nicht gleichsam von oben nach unten sprechen. Man muß selber zitternd warten und darauf hoffen, ob Gott helfen und wie er helfen wird; und darf doch in der Zuversicht bleiben, daß Gott zu seinem Wort und seiner Verheißung stehen wird. Was dann geschieht und ob es so geschieht, wie wir es wünschen, das haben wir nicht in der Hand. Aber wenn es zu dem kommt, was das Unanschaulichste und doch das Wirklichste ist, nämlich einer Begegnung des Kranken mit Gott in seinem Wort, dann wird etwas von der Kraft Gottes auch im Leben dieses Menschen lebendig werden, sei es nun zur Heilung oder zur Geduld. Geduld ist nun aber nicht mehr die Haltung der Resignation, sondern ein gläubiges, und das heißt heilvolles Ja. Die körperliche

Heilung, auf die wir mit dem Kranken hoffen, einfach, weil es schön ist zu leben, und so befreit wie möglich zu leben, ist ja nur ein Vorletztes, und wir werden alle sterben müssen. Zuletzt kommt es darauf an, ob es ein getrostes und erfülltes Leben war, das ein Ziel hatte. Das hängt aber nicht mehr von der körperlichen Gesundheit ab. Wenn etwas von dem «Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft wird in Schwachheit vollendet» (2. Kor. 12, 9) im Glauben lebendig geworden ist, dann kann auch ein beladenes Leben reich und erfüllt sein, so daß ihm Wirkung nicht versagt bleibt. Ich rede nicht dramatisch von diesen Wirkungen; sie sind da, selbst wenn sie oft gar nicht nachrechenbar sind. Und sie hängen darin, aus welcher Kraft und welcher Zuversicht, aus welcher Haltung ein Mensch sein Leben lebt. Ich darf hier sagen, daß mir die Begegnung mit einem unheilbaren kranken und doch getrosten Menschen einmal einen Anstoß gegeben hat, darüber nachzudenken, wozu ich als Theologe da sei. Ich komme zum Ende; ich wollte um Vertrauen werben. Vertrauen, nicht Höflichkeit: beim Arzt für den Seelsorger, beim Seelsorger für den Arzt, zum Wohl des Menschen, der von Gott beiden als Aufgabe gegeben ist. Zugleich wollte ich dem jungen Theologen Mut machen, es mit dem zu wagen, was er verkündet. Man sagt manchmal, daß der Dienst der Kirche nicht mehr recht anziehend sei, weil da nur Bestehendes gepflegt, aber nichts mehr gewagt werde, und nichts geschehe. Daher müsse das Wagnis überall woanders gesucht werden. In Wirklichkeit ist hier das große, ja abenteuerliche Wagnis mit Gott, und das ist jeden Tag neu. Und hier ist auch das große Ziel: Glaube, Heilung und Heil.

Hans-Joachim Stoebe, Basel